

GRENZFÄLLE

Plötzlich waren sie da. Die ganzen Rogers aus der Schweiz, die Chefredakteure bei der «Zeit», der «Welt» und Sat.1 wurden. Aber worum handelte es sich hierbei? Um eine Verschwörung oder einen Riesenirrtum? Eine abschliessende Ermittlung

Wenn man so viel schreibt wie Roger Köppel, ist zwangsläufig einiges darunter, was nicht so gemeint war. Dass Castro schlimmer ist als der chilenische Exdiktator Augusto Pinochet – das würde Köppel immer noch unterschreiben. Aber dieser Vergleich der Razzia gegen den deutschen Post-Chef Klaus Zumwinkel mit der Fatwa gegen Salman Rushdie: Hat wirklich er das geschrieben? Auf Köppels Gesicht zeigt sich flüchtig ein Schmunzeln, während er versucht, sich an den Tag zu erinnern, an dem er mal wieder ordentlich über den deutschen Staat polemisierte. Auf der Heizung in seinem Chefredakteurszimmer schrumpeln ein paar gebrauchte Joggingsachen vor sich hin. Wenn er läuft, kommen ihm oft zackige Zeilen. «Dschihad gegen Reiche» stand damals auf dem Cover – das war auf jeden Fall von ihm.

Köppel schreibt, als sitze er den ganzen Tag im Schützengraben; das heisst, er hat sich seine Feinde ehrlich verdient. In der Schweiz gibt es nur wenige Kollegen, die nicht das Gesicht verziehen, wenn man Köppels Namen nennt. Er habe aus der einst linksliberalen «Weltwoche» (die so etwas wie die «Zeit» – nur in klein – war) ein rechtes Propagandablatt gemacht, das für den verhassten SVP-Politiker Christoph Blocher trommelt und ständig schreibt, dass es die Klimakatastrophe gar nicht gibt. Das Problem ist nur: Zuweilen ist dieses rechte Propagandablatt sehr viel unterhaltsamer als die alte linksliberale «Weltwoche». Und deswegen mischt sich in das ostentative Unwohlsein bei Köppels Namensnennung immer auch Anerkennung.

Köppel kommt aus kleinen Verhältnissen, in Zürich heisst das: Kloten, dort, wo der Flughafen ist. Wenig Freunde habe er schon in der Schule gehabt, sagen Menschen, die ihn früher schon kannten und ihn mitgehänselt haben. Der «Spiegel»-Chef Stefan Aust war ja auch ein Landwirtskind, das sich hochrackerte und dessen erarbeiteter Wohlstand die Herkunft vergessen machen sollte. Ähnliches gilt auch für Köppel, der schon in den ersten Tagen als Redakteur eine Krawatte und Anzug trug.

Ganz am Anfang war Köppel Autor für das Feuilleton und den Sportteil der NZZ, der sich mit seinen Texten bei der «Woche» in Hamburg bewarb – ohne eine Antwort zu bekommen. «Die Woche» ist mittlerweile Geschichte und Köppel ziemlich froh, dass man ihn damals so schnöde behandelt hat. Er blieb also in der Schweiz, wurde Re-

dakteur des Magazins des Tagesanzeiger, und wenige Tage später war er dort Chefredakteur. Beim Mutterkonzern, der TA-Media, überlegte man damals, welches defizitäre Blatt man einstellen sollte: Das Kulturmagazin «Du» oder eben das «Tagi-Magi». Die Tendenz ging eher zu letzterem, aber Köppel brachte es fertig, mit originellen Geschichten neue Leser und Anzeigenkunden zu gewinnen. Anschliessend schaffte er dasselbe noch mit der «Weltwoche», einem angestaubten Wochenblatt, das von Köppel radikal auf Magazinformat gestutzt wurde – und so klein plötzlich viel schöner war.

Vielleicht macht er deshalb heute mit der «Weltwoche», was er will. Denn ohne ihn gäbe es sie ja gar nicht mehr.

Dank dafür darf Köppel allerdings nicht erwarten, stattdessen wird so getan, als habe er seinen Erfolg unlauteren Mitteln zu verdanken. Der Hauptanklagepunkt lautet: Köppel schreibe immer genau das Gegenteil von dem, was alle schreiben. Was im Grunde genommen natürlich eine blöde Masche ist – in Zeiten eines umfassenden Meinungsmainstreams in den Medien aber eine riesengrosse Marktlücke. Die «Weltwoche» ist also eine Zeitung für alle, die Madonna gar nicht so sexy, den Dalai-Lama gar nicht so gut, Jonathan Safran Foer gar nicht so genial, die Rolling Stones gar nicht mehr so jung und Michael Moore und Al Gore gar nicht so toll finden. Köppel ist einer jener wenigen Menschen, die im neuen Film der Coen-Brüder sitzen und sich fragen, ob das wirklich der Streifen ist, der in fast sämtlichen Feuilletons als Meisterwerk gelobt worden ist.

Man würde sich also ein Magazin wie die «Weltwoche» auch in Deutschland wünschen, wenn Köppel nicht auch in glasklaren Angelegenheiten fragen würde, ob man die Sache nicht auch anders sehen kann. Etwa: Ist die Klimakatastrophe ein Hirngespinnst und George W. Bush vielleicht doch gut?

Es ist eine Hassliebe, die Köppel in der Schweiz entgegenschlägt. Einerseits wird die Weltwoche selbst von seinen erklärten Gegnern gelesen, andererseits werden sich kleinste Anekdoten über Köppel zugeraunt, als gelte es, Indizien für einen Prozess zu sammeln, der schon irgendwann kommen wird. Einen Redakteur habe er mit den Worten «bad news für dich» entlassen – und noch schauriger: Zu Hause, wo nicht einmal eine Familie wartet, spiele er Schlachten nach. Ausserdem frühstücke er auffällig regelmässig in immer demselben Café (Lindt & Sprüngli, in der Bahnhofstrasse) und betreibe den 80er-Jahre-Sport Jogging mit unglaublicher Aufmerksamkeit. Was wohl alles heissen soll: Da sitzt ein soziopathischer Bellizist im Chefbüro.

Dagegen war Köppels Zeit in Deutschland eine Art Sabbatical. Als ihn der ebenfalls apart-langweilige Strebbarkeit ausstrahlende Springer-Boss Mathias Döpfner zum Chefredakteur der darbenenden «Welt» machte und sich alle fragten: Was soll das denn? Eine befriedigende Antwort darauf hat es nie gegeben. Die beiden standen sich wohl einfach nah und teilten dieselben konservativen Werte. Das kann ja manchmal reichen.

Köppel muss schon wieder grinsen, wenn er an die Zeit denkt, als er vor einer Riege desillusionierter deutscher Politikjournalisten stand und ihnen erklärte, wie ihr Land tickte. Die Erloschenheit in den Blicken muss man erst einmal ertragen. Köppel aber schrieb in dieser Zeit sogar gut gelaunte Artikel über die wahnwitzige EU-Bürokratie, über fehlende Mitbestimmung und über Gerhard Schröders Macken. Was man halt so schreibt, wenn man als Schweizer in Berlin ist und schon ab acht Uhr morgens im Starbucks in der Friedrichstrasse sitzt, um der Stimmung im Lande nachzuspüren.

Das Experiment war weder von wirtschaftlichem noch von publizistischem Erfolg gekrönt. Wenn man Köppel heute fragt, ob das überhaupt funktioniert – ein Schweizer als Chefredakteur einer deutschen Tageszeitung –, dann erhält man kein entschiedenes Ja zur Antwort, sondern eher so ein beredtes Schweigen.





Dennoch wäre er gern geblieben, länger als diese zwei Jahre jedenfalls. Allein schon, weil es ihm beschieden war, so viele wichtige Menschen zu treffen. Also Angela Merkel zum Beispiel oder Frank-Walter Steinmeier. Sie sollten erst der Anfang eines Netzwerkes sein, das Köppel nun gar nicht mehr braucht, ausser wenn er mal eine tief dekolletierte Bundeskanzlerin auf den «Weltwoche»-Titel zaubert – aber das kann man schon aus Gründen der Auflage nicht allzu oft machen.

Köppel musste gehen – nicht weil ihn Döpfner (mit dem er so gern von einem deutschen «Economist» träumte) plötzlich nicht mehr lieb hatte, sondern weil es andere gab, die ihn noch mehr mochten: der SVP-Mann Blocher und der dem SVP-Mann

Blocher gewogene Bankier Tettamanti, der Teilhaber der «Weltwoche» war und dafür sorgte, dass Köppel die Hälfte für einen Preis übernehmen konnte, der so niedrig lag, dass Köppel Merkel Merkel und «Die Welt» «Die Welt» sein liess. Seitdem ist Köppel Besitzer und Chefredakteur in einem, und das verleiht ihm ein Mass an Selbstbestimmtheit, das ihn trotz Schulden dauerhaft gute Laune haben lässt. Es gibt nun nicht mal mehr jemanden, der ihn entlassen könnte.

In Deutschland hatte Köppel wohl auch unterschätzt, dass der Springer-Verlag für die besten Journalisten des Landes so gar keine Adresse mehr ist. Dass die politische Einseitigkeit seiner Blätter den Verlag zu einer No-go-Area für gute Schreiber gemacht hat. Daraus hätte Köppel für die «Weltwoche» lernen können, aber er hat es leider nicht getan. Stattdessen hat er die «Weltwoche» im politischen Teil zu einem extrem einseitigen Blatt gemacht, in das er jede Woche die politischen Standpunkte von Christoph Blochers rechtskonservativer SVP einfließen lässt: verschärftes Ausländerrecht, totaler Wirtschaftsliberalismus, Glorifizierung von Heimat, Nation und Armee.

Wenn man Köppel zu dieser publizistischen Monokultur befragt, sagt er, die SVP werde von der Linken in der Schweiz geradezu hysterisch bekämpft. Als Beispiel dient ihm der Streit um ein SVP-Plakat, auf dem ein schwarzes Schaf von lauter weissen Schafen aus der Mitte gekickt wird. Und tatsächlich kann man ja nicht unbedingt was dagegen haben, dass Kriminelle nicht geduldet werden. Wenn man aber weiss, dass es den Begriff des schwarzen Schafes in den drei anderen Landessprachen, also im Französischen, Italienischen und Romanischen, gar nicht gibt und es dort also nur rassistisch gedeutet werden kann, dann mag man Roger Köppels einfachen Weisheiten nicht mehr folgen.

Ab und zu packt ihn noch die Sehnsucht nach dem grossen Kanton; dann nimmt er den Flieger nach Berlin, wo er in Charlottenburg eine wunderschöne Altbauwohnung gemietet hat, von der aus er zu ausgedehnten Joggingtouren in den Grunewald aufbricht. Er mag Deutschland, und die Deutschen mag er auch. Noch viel mehr davon sollten in die Schweiz kommen, sagt er, die Aufregung über den Zuzug der Deutschen könne er nicht verstehen.

Eine Woche später macht seine «Weltwoche» eine Titelgeschichte darüber, wie sehr die Deutschen nerven.

Irgendwie ist nicht ganz klar, ob das Wirken von Roger Schawinski als Chef von Sat.1 erfolgreich war oder nicht – was für ihn selbst natürlich nur die zweitbeste Lösung sein kann. Einerseits fielen in seine Zeit öffentlichkeitswirksame Flops wie der Abgang von Harald Schmidt, das Late-Night-Desaster von Anke Engelke oder der sagenhafte Reinfluss der neuen politischen Talkshow mit Bettina Rust. Andererseits hat Schawinski mit «Verliebt in Berlin» das prekariatsaffine Erfolgsgenre der Telenovela über Deutschland gebracht und nachweislich mehr Geld mit dem Sender verdient als seine Vorgänger. Der eine hiess Martin Hofmann, der andere war der mittlerweile recht schamanenhafte Fred Kogel.



Vor der Rückreise in die Schweiz stand also die Frage: Welches Bild werden sich die Landsleute machen – das eines erfolgreichen Rückkehrers oder das eines Gescheiterten? Damit es keine Unklarheiten gibt, was Schawinski hier geleistet hat, hat er also vorsichtshalber ein Buch geschrieben, das «Die TV-Falle» heisst und in dem Schawinski Anekdoten vom Geisteszustand von Ottfried Fischer und Alexandra Neldel ausbreitet, aber auch viel davon, was so die Jahre über in seinem Kopf vorgegangen sind. Jedenfalls ist nach Lektüre des Buches klar: Schawinskis Zeit in Deutschland war erfolgreich.

Dass er dennoch vorfristig zurück in die Schweiz ging, zeigt, dass Schawinski die Fernsehbranche durchdrungen hat wie kein anderer. Denn sein freiwilliger Abgang fällt genau in die Zeit, seit der es mit dem Privatfernsehen rapide bergab geht und sich die werbetreibende Industrie ernsthaft Gedanken macht, ob die interessantere Klientel nicht längst vor dem Computer sitzt und sich durch YouTube klickt. Und vor dem Fernseher nur noch Menschen abhängen, deren Produktinteresse sich am Chipsregal im Lidl bereits erschöpft.

Fast zwei Jahre nach seinem Abgang sitzt Schawinski im Foyer des Berliner Hauses, in dem er eine Eigentumswohnung hat. Er empfängt lieber hier unten anstatt oben in seiner Wohnung, die womöglich so gross ist, dass er darin noch kleiner wirkt. Noch mehr wie einer, der sich freut, dass er es geschafft hat. Ausser ihm wohnt auch noch Wim Wenders in dem Haus, nur die Frau, die sich gerade an der nicht vorhandenen Security vorbei in den Fahrstuhl schleicht, kennt er nicht. Lieber geht er mal hinterher und fragt nach. Erleichtert kommt er zurück: Es war Vicky Leandros, die auch eine Wohnung besitzt. Tja, es bleibt nicht jeder so frisch wie er: braun gebrannt, strahlendes Lachen – ein Mann wie aus sommerlichem Leinen.

Diese Wohnung in diesem Haus mit dem schönen Swimmingpool auf dem Dach wird er jetzt verkaufen. Er wird nicht mehr so oft in Berlin sein, wo ihn mancher schon aufgrund seines strahlenden Äusseren für einen Strizzi hielt. Deutschland ist ja braun gebrannten Menschen gegenüber besonders kritisch. Und das Schlimme ist, dass man als jemand, der sich selbst aus kleinen in bessere Verhältnisse katapultiert hat, nie stehen bleiben darf, weil die anderen nur darauf warten, dass die sozialen Gene durchschlagen und der Irrtum auffliegt.

Daher kann Schawinski trotz grossen Reichtums nicht aufhören zu wirken. Und vielleicht hat er sich daher erst kürzlich in einen kleinen, feinen Zürcher Buchverlag eingekauft. Buch – das klingt doch ziemlich seriös. Und Buch hatte er auch noch nicht. Übrigens ist es der Verlag, der sein Buch über das Privatfernsehen herausgebracht hat.

Was er hatte, sind Sender. Am Anfang seiner Roger-Schawinski-Werdung gründete er einen Piraten-Radiosender, mit dem er von einem italienischen Berg aus gegen das langweilige Schweizer Öffentlich-Rechtliche ankam. Wegen dieser Tat ist er bei vielen Schweizern, die damals jung waren, immer noch ein Held. Dann machte er es nochmal und gründete den ersten Schweizer Privatsender «Tele Züri», um ihn anschliessend gewinnbringend zu verkaufen.

Er war für das leise Land oft zu laut. Er war in seinem Sender jeden Tag auf dem Schirm, hat rund 900-mal die Sendung «Talk» täglich moderiert. Er hat sich von Nina Hagen eine Perücke aufsetzen lassen und sie gefragt, wie der Sex im Weltall sei. Er hat Hannelore Elsner gesagt, sie verdiene unbedingt einen Oscar. Er hat mal das Buch einer Autorin quer durch den Raum geworfen. Er ist hinter Joschka Fischer hergejoggt und hat eine Mischung aus Interview und Dauerlauf gemacht. Und als jemand schrieb, er habe mit Fischer nicht mithalten können, hat er eine Richtigstellung durchgedrückt.

Als er für seine Pioniertaten in der Schweizer Medienlandschaft mit dem Gottlieb-Duttweiler-Preis geehrt wurde und man ihn fragte, wer die Laudatio halten solle, hat er Ted Turner vorgeschlagen – den milliardenschweren



Gründer des Nachrichtensenders CNN. Turner kam nicht, aber Stefan Aust hat es gemacht. Auch nicht schlecht.

Er ging nach Deutschland, weil ihm die Schweiz zu klein geworden ist und weil ihn der damalige ProSiebenSat.1-Geschäftsführer Urs Rohner fragte, ob er ausser Kreisliga auch Champions League spielen könne. Mit Champions League meinte er Deutschland.

Er hat die Champions League nun gespielt, vielleicht nicht das Finale, aber über die Vorrunde ist er hinausgekommen. Er geht nun ganz zurück nach Zürich. Die Frage ist, ob das mit dem Buchverlag reicht oder ob das nicht doch ein wenig zu leise ist. Die Antwort darauf lautet: Ja.

Daher hat Schawinski noch einen Radiosender gegründet, den er mit einer kleinen Theorie unterfüttert hat. Diese Theorie lautet: Nicht nur Jugendlichsein ist schön, auch das Erwachsenwerden.

Schawinski nannte seinen Radiosender «Radio eins», wie eine Welle im ihm vertrauten Berlin, und er klatzte auch noch deren Werbespruch: «Nur für Erwachsene». Seitdem tobt ein sehr deutscher Streit mit dem Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB), der Schawinski verklagt hat – aus Angst, die Hörer könnten die Sender im Internet, wo beide senden, verwechseln. Ein kühne Argumentation, bei der man schon voraussetzen muss, dass die Berliner RBB-Hörer Schwyzerdütsch verstehen, denn in dieser Sprache sendet Schawinskis Sender. Und in dieser Sprache spricht auch Schawinski, der oft selbst am Mikro setzt, um dort mit viel Verve über Drogen auf Technopartys zu diskutieren.

Roger Schawinski hat noch ein Buch geschrieben, das «Das Ego-Projekt» heisst und im Untertitel: Lebenslust bis 100. Es ist nicht dick, und die Abstände zwischen den Zeilen sind sehr gross. Im Grunde steht nur eine These drin: Dass es mit 50 noch lange nicht vorbei ist. Dass man weiter Spass haben kann, wenn man es richtig anpackt. Bis 100. Vielleicht sogar bis 120. Er ist jetzt 62.

Es spricht nicht gerade für viel Patriotismus, dass sich viele Menschen in Deutschland fragten, warum denn Roger de Weck noch bleibe, wo doch sein Job als Chefredakteur der «Zeit» getan war. Als hätte das Land einem Schweizer nichts zu bieten. Wie schön es hier jedoch ist, das hat de Weck erst im letzten Jahr in einem grossen «Spiegel»-Essay beschrieben. Überall sieht er es hierzulande aufwärtsgehen, nur die Deutschen wüssten es nicht zu schätzen.

Wenn es um das Verhältnis der Schweizer zu den Deutschen geht, ist de Weck Spezialist. Er hat ein Buch geschrieben, das «Kuhschweizer und Sauschwaben» hiess und das ein erstaunlicher Erfolg wurde, mit dem de Weck gar nicht gerechnet hatte. Er hatte das Buch so nebenbei geschrieben, als noch niemand ahnte, dass die gegenseitigen Ressentiments bald zunehmen könnten. Vor allem der Hass vieler Schweizer auf die vielen zugezogenen Deutschen. Die Angst davor, dass unter Einwanderern plötzlich keine schlecht ausgebildeten Albaner mehr zu verstehen sind, sondern vor allem Akademiker aus dem Nachbarland, die besser ausgebildet sind und für weniger Geld arbeiten.

Auf jeden Fall ist Roger de Weck, der momentan zwischen den Städten Genf, Brügge, Warschau und Zürich herumreist – wahlweise als Stiftungsdirektor politischer Institute, als Leiter philosophisch angehauchter Fernsehsendungen oder als Lehrbeauftragter –, Deutschland treu geblieben. «Er lebt in der Schweiz, hat aber in Berlin eine Wohnung», vermerkt das akribische Munzinger-Archiv zu seiner Person.



Was Munzinger noch nicht weiss: Er hat eine neue Wohnung, nicht mehr so gross und nicht mehr in Berlin-Mitte, wo zurzeit alle sind oder alle sein wollen. Seine Wohnung ist nun im gutbürgerlichen Charlottenburg, und das ist ein verdammt guter Platz, wenn man nur zum Nachdenken und Zeitunglesen kommt.

Die «Zeit» hat er von Ende 1997 bis Anfang 2001 geleitet, und eigentlich hatte man immer gedacht, dabei sei wenig Bleibendes entstanden. Damals waren die Menschen in der Redaktion ausgesprochen höflich. De Weck sass sehr kosmopolitisch in ihren Konferenzen, rutschte wie ein kleiner Junge auf seinem Stuhl herum und sagte besonnene Sachen. Und wenn er fertig gesprochen hatte, schauten sich die anderen an, und es sah so aus, als würden sie jetzt zum Tagesgeschäft übergehen. Ja, es hatte den Anschein, als wäre de Weck gar nicht der Chef.

In Deutschland müssten immer alle zeigen, dass sie was zu sagen haben, sagt de Weck, aber in der Schweiz lasse man das nicht so raushängen – das Chefsein.

Man unterschätzt die Schweizer eben leicht – und de Weck noch fast ein bisschen mehr, vielleicht wegen seiner französischen Färbung. De Weck kommt aus der welschen Schweiz, in der man die wahren Europäer findet, die Entschiedenheit und Laisser-faire zu einer angenehmen Kultiviertheit verschmelzen lassen, die mitunter etwas zu sehr Versunkenes hat. Aber das ist nur die Kontemplation vor dem Chefsein auf Schweizer Art: Bei der «Zeit» liess er einen gekränkten Theaterkritiker mitleidslos ziehen, dann setzte er ohne die übliche Rücksprache mit der Redaktion den Politikchef ab, und immer wieder rückte er schaurige Fotos auf die erste Seite: mal die dunklen Augen von Saddam, mal die Stiernacken von Bundeswehrsoldaten. Dazu so grosse Schlagzeilen, dass sich nicht nur die Gräfin Dönhoff gruselte, sondern das italienische Magazin «L'Espresso» bereits ehrfürchtig anmerkte, de Wecks Einfälle schockten ganz Deutschland. Was natürlich Unsinn war, aber de Weck weiter motivierte – zumal er mit seinem fließenden Italienisch noch andere lobende Passagen im Artikel fand. Seine Layoutreform, mit der auch der Teil «Leben» eingeführt wurde, wirkt bis heute nach – und de Weck liess etwaige Kritiker schon damals wissen: «Wer jetzt noch von der alten Tante «Zeit» spricht, gehört selber zu den alten Tanten.»

Aber über die «Zeit» will de Weck heute sowieso gar nicht mehr reden. So sagt er es natürlich nicht: Er sagt: «Tempi passati».

Wenn man vorher bei Roger Köppel und Roger Schawinski war, dann wirkt Roger de Weck wie der perfekt veröhnliche Ausstieg aus dem Roger-Thema. Er sagt, dass die Schweiz natürlich in die EU gehöre und dass er sich vor dem Volkswillen in der Schweiz fürchte, wenn es denn so weit kommen sollte, dass demnächst die Schweizer darüber abstimmen dürfen, wer ins Land kommt und wer nicht. Und dass der Begriff Volk in einem Land, in dem es nie ein einziges Volk gab, sondern immer viele Kulturen, keinen Sinn ergebe, nicht mal in einer republikanischen Version.

Warum mögen die Deutschen die Schweizer so gern, werden umgekehrt aber nicht geliebt? Vielleicht weiss er es. Auf diese Frage antwortet de Weck mit der Feststellung, dass es in der Schweiz eine eigenartige Asymmetrie gebe. Dass die Menschen in der französischen Schweiz die Franzosen liebten, umgekehrt aber von den Franzosen nicht sonderlich geschätzt würden. In der Deutschschweiz sei es genau umgekehrt. Die Schweizer würden von den Deutschen geliebt, aber selbst sähen sie die Deutschen kritisch. Wenn man de Weck weiterdenkt, ist es der Deutschschweizer, der kleiner ist und nicht so gut sprechen kann. Und der ja immer auch Angst hat, verkloppt zu werden.

Wie damals Köppel in Kloten.